

Aufbruch aus der Verengung. Wie die Kirche vor Ort zur Sache kommt.

Als der große dänische Physiker Nils Bohr einen längeren Arbeitsaufenthalt auf seiner Berghütte verbrachte, erhielt er Besuch von einem Kollegen. Der erblickte ein über der Hüttentür angebrachtes Hufeisen und fragte entsetzt: "An so etwas können Sie doch nicht glauben!?" "Natürlich nicht", antwortete Nils Bohr, "aber man hat mir versichert, dass es auch wirkt, wenn man nicht daran glaubt". Ich bin eingeladen worden, zu Ihnen zu sprechen, weil ich mich schon seit Jahrzehnten mit der soziologischen Erkundung unserer kirchlichen Wirklichkeit beschäftige, seit Anfang der 1970er Jahre groß angelegte Untersuchungen über die Kirchenmitgliedschaft durchgeführt habe, die von der EKD mit besonderer Unterstützung der Ev.-luth. Kirche in Bayern und der Ev. Kirche in Hessen und Nassau getragen wurden. Ich soll also den methodisch ermittelten Boden der Tatsachen repräsentieren. Aber der Wirklichkeitssinn hat in der Kirche nur wirklich Sinn, wenn er in den Dienst des Möglichkeitssinnes gestellt wird. Der muss nicht durch ein Hufeisen repräsentiert werden. Aber die nackten Tatsachen mit der wirkungsvollen Phantasie des Glaubens zu kleiden, ist der Kirche nicht nur angemessen, sondern Grundlage ihrer Existenz.

Im Titel meines Vortrags ist von einer Verengung die Rede. Dieses Thema bildet den ersten von vier Teilen. Im zweiten will ich mich "zur Sache" äußern, und im dritten beschreiben, was "vor Ort" los ist. Der Schlussteil ist, natürlich, dem Aufbruch gewidmet.

1. Die Enge, aus der wir heraus müssen

1.1 Nicht nur in der Kirche, sondern in unserer Gesellschaft überhaupt hat sich in den letzten Jahren eine Gefühlslage breit gemacht, dass es immer enger wird. In der Diskussion um Hartz IV hat dieses Gefühl einen Höhepunkt erreicht. Auch in den Kirchen werden seit Jahren die Haushalte enger, Strukturanpassungsprozesse, Konsolidierungsprozesse beschäftigen die Gremien, und für die Gemeinden werden die veränderten Verhältnisse spürbar durch Stellenkürzungen, Einschränkung von Handlungsfeldern, die Notwendigkeit, über zusätzliche Finanzierungsquellen nachzudenken.

Das wird als Einschränkung, als Verlust erlebt, weil man die Folie einer lang dauernden Periode des Wachstums und der Expansion im Sinn hat und die Verhältnisse, an die wir uns in Westdeutschland vor der staatlichen und kirchlichen Wiedervereinigung gewöhnt hatten, als die wünschenswerte Normalität ansieht.

Es kommt hinzu, dass wir alle wissen, dass zumindest für die Kirche die Einschränkungen keineswegs ans Ende gekommen sind, sondern absehbar ist, dass unsere Spielräume in den nächsten Jahrzehnten auf Grund der Bevölkerungsentwicklung und der daraus folgenden Mitgliederentwicklung sich weiter verengen werden.

Ich halte die depressive Stimmung, die in Teilen unserer Kirche herrscht, nicht nur für lähmend und schädlich, sondern bei genauem Hinsehen für ungerechtfertigt und gänzlich unvereinbar mit unserem christlichen Glauben. In den Jahren der staatlichen und kirchlichen Teilung lebte die deutsche Christenheit unter sehr unterschiedlichen Bedingungen. So dankbar wir im Westen für unsere privilegierten Verhältnisse sein durften, so klar war uns allen doch auch, dass die Kirchen in der

DDR trotz aller Beengtheit authentisch Kirche Jesu Christi sein und fröhliches Christsein praktizieren konnten.

Auch müssen wir uns klar machen, dass die kirchliche Entwicklung nach dem Zweiten Weltkrieg eine Lage herbeigeführt hat, wie sie nur an ganz wenigen Orten der Welt ihresgleichen hatte. Darum sollten wir die Umbrüche, in denen wir uns befinden, nicht als Zumutung auffassen, sondern mit dem Mut zur Gestaltung als Chance zu Aufbrüchen wahrnehmen.

1.2 Schon Anfang der 1950er Jahre hat Klaus von Bismarck als Leiter des Sozialamts der Westfälischen Kirche in Villigst, später langjähriger Intendant des Westdeutschen Rundfunks, Präsident des Deutschen Evangelischen Kirchentags und des Goethe-Instituts, das Stichwort von der Milieu-Verengung der Kirche geprägt. In soziologischen Studien zeigte er, wie das kirchliche Leben mittelschichtorientiert und kleinbürgerlich geprägt ist. Inzwischen ist die Milieu-Forschung weiterentwickelt worden, und auch in der IV. EKD-Untersuchung über Kirchenmitgliedschaft hat die Erfassung und Beschreibung von Lebensstilen, Milieus und Kirchlichkeitstypen einen Schwerpunkt gebildet.

Es hat sich bestätigt, dass Kirchenmitglieder unterschiedlichen Lebensstils charakteristisch verschiedene Verhältnisse zur Kirche ausbilden. Man muss der Tatsache ins Auge blicken, dass in diesem Zusammenhang ganze Gruppen faktisch mehr oder weniger von der Kirche ausgeschlossen werden, weil unsere Aktivitäten, unser Angebot oder der "Stallgeruch" zu bestimmten Milieus einfach nicht passen.

Auch wenn man in unserer pluralistisch geprägten kirchlichen Wirklichkeit nicht erreichen kann, dass, was den einen gut tut, für alle attraktiv ist, muss man die Milieu-Bedingtheit der Kirchenmitgliedschaft nüchtern sehen und bewusst daran arbeiten, Engführungen zu vermeiden.

1.3 Eine weitere für die Kirche charakteristische Verengung ist das sprichwörtliche Kirchturm-Denken. Es entspricht einer menschlichen Grundgegebenheit, nämlich dass wir immer das, was uns näher steht, zu dem abgrenzen, was uns ferner liegt. Das Hemd ist uns näher als der Rock, die enge Familie näher als der große Familienverband, und so grenzt sich seit der Steinzeit die Sippe ab, das eine Dorf vom andern, die eigene Gemeinde von den andern und erst recht von "denen da oben".

So haben wir uns angewöhnt, die Ortsgemeinde mit der Gemeinde im Sinn des Neuen Testaments zu identifizieren, was historisch durchaus nicht zulässig ist, sondern auf dem Umstand beruht, dass die Kirche viele Jahrhunderte lang Staatskirche war und die kirchliche Gemeinde mit der bürgerlichen identisch war. Es ist, wie gesagt, ganz natürlich, dass man zum Nahbereich ein anderes Verhältnis hat als zum ferner Stehenden, aber es ist schädlich, wenn man über dem nahe Liegenden den Blick fürs Ganze verliert.

In unserer katholischen Schwesterkirche herrscht eine andere Begriffskultur als bei uns. Der Begriff Ortsgemeinde tritt zurück hinter den Begriff Ortskirche, welcher in Korrespondenz zu dem der Weltkirche steht. Mit der Ortskirche wird die Diözese bezeichnet, deren Einheit durch den Diözesanbischof repräsentiert wird. In dieser Begrifflichkeit spiegeln sich also unterschiedliche theologische Kirchenverständnisse wider. Aber das Kirchturm-Denken müssen wir als Engführung begreifen und

darüber hinauswachsen, indem wir unseren Blick und unser Herz für das größere Ganze weiten.

1.4 Ich habe schon angedeutet, dass wir mit den äußeren Einschränkungen in der Kirche längst nicht ans Ende gekommen sind. Zwar entwickeln sich die kirchlichen Verhältnisse in den verschiedenen Gliedkirchen der Evangelischen Kirche in Deutschland und auch innerhalb einzelner Landeskirchen unterschiedlich. Es ist allgemein bekannt, dass von der Bevölkerung des Stadtstaats Hamburg nur noch weniger als die Hälfte einer christlichen Kirche angehört. In den östlichen Bundesländern gibt es Gebiete mit weniger als 10% Christen. Es gibt aber auch Regionen, in denen der Mitgliederbestand stabil ist oder sogar wächst.

Generell muss man jedoch damit rechnen, dass in den evangelischen Kirchen in Deutschland innerhalb einer Generation die Mitgliederzahl um ein Drittel abnimmt und das Finanzaufkommen sich halbiert.

Das bedeutet, dass wir vor die Aufgabe gestellt sind, heute darüber nachzudenken, wie man sich die Kirche unter solchen äußeren Bedingungen vorstellen kann, weil man nämlich jetzt damit anfangen muss, dafür die Voraussetzungen zu schaffen. Es handelt sich dabei ja nicht um Entscheidungen, wie sie von einem Konzernvorstand oder Aufsichtsrat getroffen und dann umgesetzt werden können. Es handelt sich um Entscheidungen, die von uns allen getragen werden müssen, und die müssen in Bewusstseinsprozessen heranreifen, die ihre Zeit brauchen, Beratung, Abstimmung und viel Geduld. Denn es geht um das Bild unserer Kirche, und die Kirche sind wir, alle Getauften und die Kinder, die in den nächsten Jahren getauft werden. Für ihre und unsere Zukunft müssen wir Weichen stellen, und das sollten wir mit Lust zur Gestaltung und gutem Mut tun.

2. Wo es für die Kirche jetzt zur Sache geht

Jedes Nachdenken über die Kirche lässt sich im Bild einer Ellipse beschreiben. Es bezieht sich auf zwei Brennpunkte. Der eine ist die Botschaft, aus der die Kirche herrührt und lebt, das Evangelium. Der andere ist die konkrete Situation. So ist es auch bei der Predigt: Sie bezieht sich auf das Wort Gottes, legt einen Text aus, und diese Auslegung geschieht für Menschen in einer konkreten Lebenslage, für die der Text zur Anrede werden soll.

2.1 Die Situation unserer Kirche

Wie es bei der Predigt entscheidend ist, die Situation der Hörer im Auge zu haben, wenn die Rede sie erreichen soll, so ist für alle Überlegungen, die sich auf die Gestalt der Kirche in den nächsten Jahren beziehen, entscheidend, ihre gegenwärtige Situation möglichst genau zu erfassen. Denn diese Situation bildet zum einen die Voraussetzung für alle Veränderungsmöglichkeiten. In ihr liegen die Ressourcen dafür, an ihr bemessen sich Möglichkeiten und Chancen, aber auch Grenzen. Aus der genauen Wahrnehmung der Situation ergeben sich zum andern die Herausforderungen und Ziele für Veränderungen.

In den einleitenden Bemerkungen habe ich darauf hingewiesen, dass die EKD mit besonderer Unterstützung durch die bayrische Landeskirche und die EKHN alle zehn Jahre eine große religionssoziologische Untersuchung durchführt. Die letzten beiden

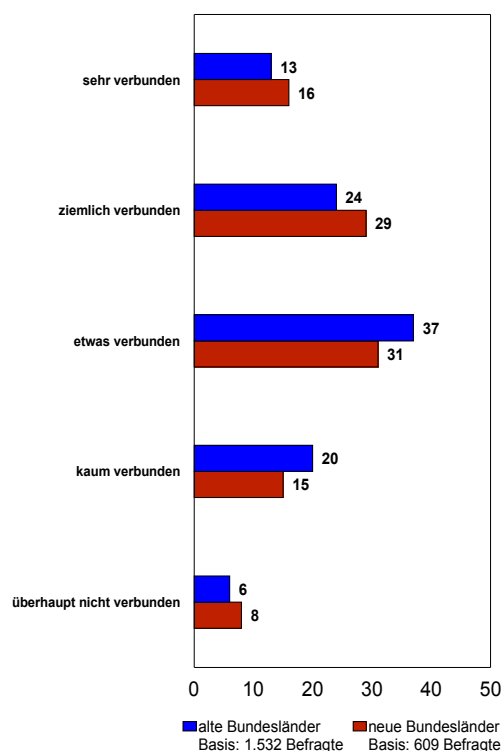
von 1992 und 2002 umfassten neben der standardisierten Repräsentativbefragung auch sog. qualitative Untersuchungsverfahren, nämlich themenorientierte Erzählinterviews und Gruppendiskussionen.

Seit der ersten, im Jahr 1972 durchgeführten Erhebung gehört zu den zentralen Fragen die nach der Verbundenheit der Mitglieder mit ihrer Kirche. Diese Frage ist aus der amerikanischen Religionssoziologie übernommen, wo es für die Bindung, die innere Verpflichtung, die man verspürt, und das Engagement den Begriff "commitment" gibt. Im Deutschen gibt es keinen vergleichbaren Begriff; man hat dafür den der Verbundenheit gewählt. Indem man danach fragte, wollte man der Tatsache Rechnung tragen, dass das Kirchenverhältnis der evangelischen Christen vielfältiger und komplizierter ist, als es sich beispielsweise an der Häufigkeit des Gottesdienstbesuchs ablesen lässt. Indem die Reformation nicht die frommen Werke sondern den Glauben als für das Christsein entscheidend herausstellte, ist der verpflichtende Charakter des Gottesdienstbesuches, wie ihn die katholische Kirche kennt, aufgeweicht worden und wurde damit als Indikator für das Kirchenverhältnis relativiert. Es hat sich gezeigt, dass eine gewisse Entsprechung besteht zwischen der Kirchengangshäufigkeit und dem Grad der Verbundenheit mit der Kirche, aber es gilt auch, dass es hohe Verbundenheit mit der Kirche bei geringer Beteiligung am kirchlichen Leben gibt. Schon seit mehr als zweihundert Jahren gehört das "Privatchristentum", also die Abweichung von der durch das landesherrliche Kirchenregiment gewährleisteten "öffentlichen" Religion, zu den Kennzeichen des Protestantismus.

Das Gefühl der Verbundenheit der Mitglieder mit ihrer Kirche und der Gottesdienstbesuch erweisen sich in vier repräsentativen Erhebungen zwischen 1972 und 2002 als außerordentlich konstant. Ein gutes Drittel der Mitglieder (37%) fühlen sich der Kirche sehr oder ziemlich, ebenso viele (37%) etwas verbunden, ein Viertel (26%) kaum oder gar nicht (Schaubild 1). Verbindet man die Balken des Diagramms zu einer Kurve, so zeigt sich, dass das Bild der sog. Gauß'schen Normalverteilung entspricht. Diese stellt sich auf jedem zahlenmäßigen Niveau von Kirchenmitgliedschaft ein, ob mehr als drei Viertel der Bevölkerung einer christlichen Kirche angehören, wie es in Westdeutschland der Fall ist, oder nur gut ein Viertel wie in den östlichen Bundesländern. Das beweist, dass die Kirche sich durch Mitgliederverlust absolut nicht "gesund schrumpft", sondern in ihrer Struktur eine stabile Tendenz zur Normalverteilung hat. Werden die Mitglieder weniger, so verteilen sich auch diese in ähnlicher Weise, allerdings ist der Anteil der

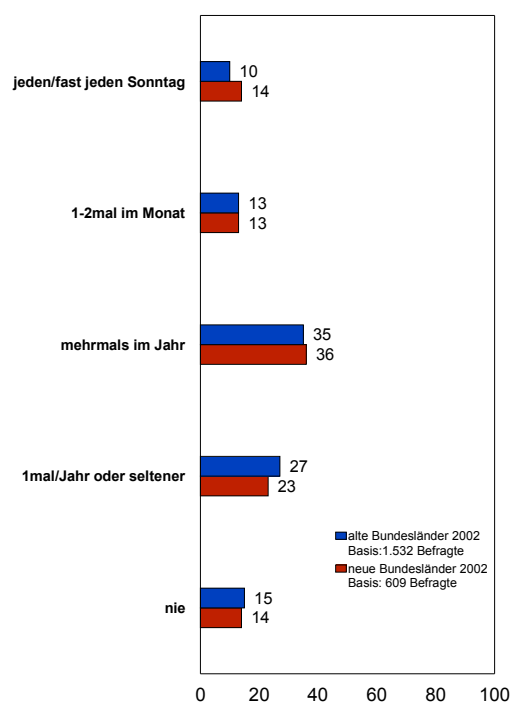
sehr und ziemlich Verbundenen in den östlichen Kirchen erkennbar höher. Bei genauerer Betrachtung stellt sich freilich heraus, dass dieses höhere Engagement für ganz bestimmte Altersgruppen kennzeichnend ist, die in besonderer Weise durch die Nischensituation in der DDR geprägt wurden, während sich der Befund bei den Jüngeren dem im Westen angleicht.

Gefühl der Verbundenheit mit der Evangelischen Kirche
in den alten und neuen Bundesländern (in %)



Quelle: KMU IV

Gottesdienstbesuch der evangelischen Kirchenmitglieder
in den alten und neuen Bundesländern (in %)



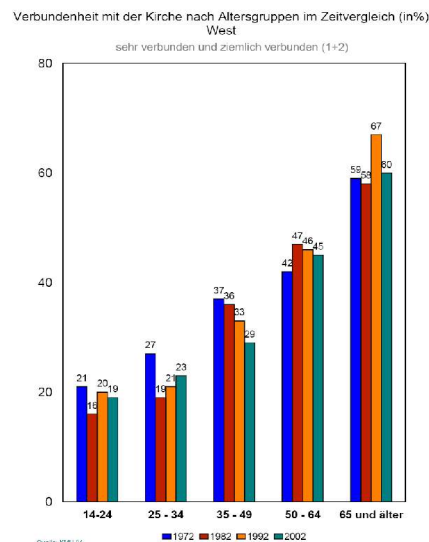
Quelle: KMU IV

Die Verbundenheit mit der Kirche steigt regelmäßig mit den Altersstufen (Schaubild 2). Das Schaubild zeigt, dass die 21- bis 29-Jährigen in den Erhebungen von 1982 und 1992 davon

abweichen. Das ist ein deutlicher Effekt bei der 1968er Generation, der sich allerdings im weiteren Verlauf auch ausgeglichen hat. Der Anstieg der Verbundenheit in den Alterskohorten ist zwar in der letzten Erhebung von 2002 ebenso

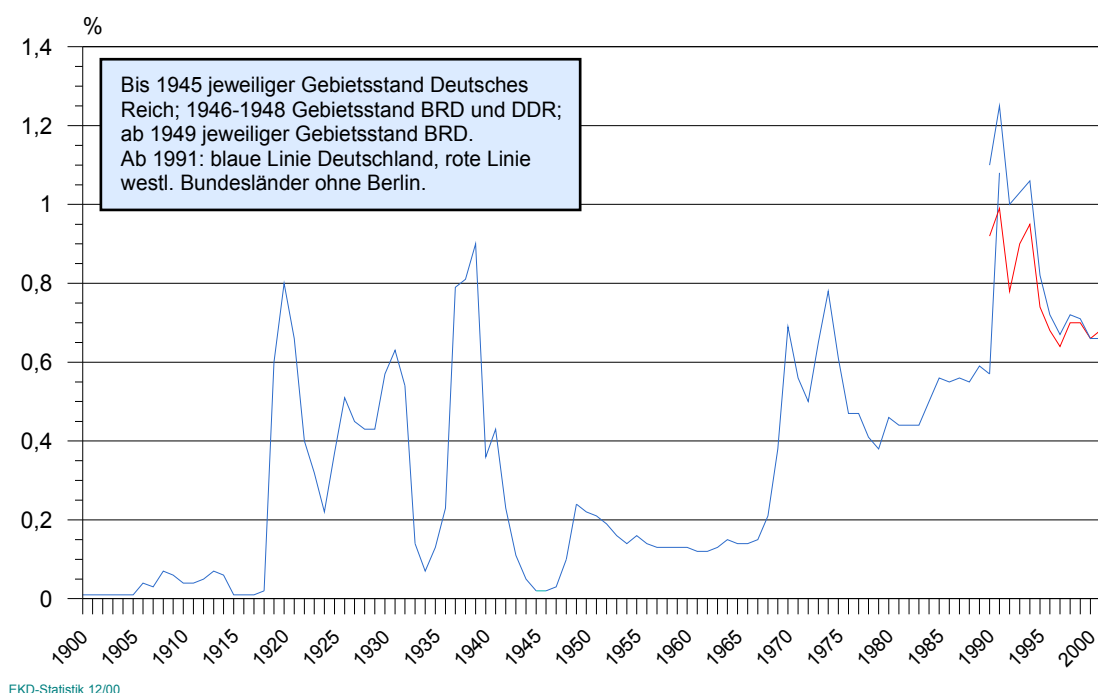
regelmäßig und konstant wie in den vorangegangenen, das Niveau des Anstiegs ist aber deutlich geringer, was bei den 35- bis 65-Jährigen schon in den Erhebungen 1982 und 1992 zu beobachten war. Dies muss man als

Indiz für eine Abschwächung von Bindungskräften ansehen



Es stellt sich natürlich die Frage, wie es zu erklären ist, dass die Verbundenheit mit der Kirche in ähnlicher Weise zwischen hoher und geringer streut, wenn eine große Zahl der Kirche den Rücken gekehrt hat, von der man doch annimmt, dass es diejenigen mit der geringsten Bindung sind und deshalb die Verbliebenen überwiegend hochverbundene wären. Das lässt sich mit Hilfe der Kurve erläutern, die die Kirchenaustritte des vergangenen Jahrhunderts abbildet. Sie zeigt, dass die Kirchenmitgliedschaft wesentlich durch den geschichtlichen und sozialen Rahmen bedingt ist (Schaubild 3). Bis 1918 gab es praktisch keine Kirchenaustritte, denn die Kirche war als Staatskirche verfasst. Seit dem in dieser Stadt, in Augsburg, 1555 geschlossenen Religionsfrieden herrschte das landesherrliche Kirchenregiment. Doch schon seit 391 war das Christentum alleinige Staatsreligion im Römischen Reich, und auch Karl der Große sorgte dafür, dass widerspenstige sächsische Edeling, wenn sie sich nicht taufen ließen, einen Kopf kürzer gemacht wurden.

Austritte aus der evangelischen Kirche in % der Mitglieder von 1900 bis 2002



Bürger sein und Christ sein fielen durch die Jahrhunderte hindurch praktisch zusammen. 1934 sind die Kirchenaustritte auf einem Tiefstand - die Nationalsozialisten wollten eine deutsche evangelische Kirche, und die Kirchenaustrittskurve folgt dem. Mit der Barmer Theologischen Erklärung beginnt der Kirchenkampf - die Kurve bildet das ab. Nach den Gräueln des Nationalsozialismus und dem Desaster des Zweiten Weltkriegs hat die Kirche eine privilegierte Partnerrolle in der Phase des Wiederaufbaus und Wirtschaftswunders, die Kirchenaustritte werden fast gänzlich durch Kircheneintritte ausgeglichen - es handelt sich um Konversionen konfessionsverschiedener Brautpaare. Mit der 68er-Bewegung artikuliert sich Protest gegen Institutionen und Traditionen. Wie die Kirchenaustritte schnellen auch die Kriegsdienstverweigerungen in die Höhe und geht die Zahl der förmlichen Eheschließungen in den Keller. Die Spitzen der Kurven bezeichnen jeweils steuerliche Zuschläge, wie 1970 die Ergänzungsabgabe, 1973 den Stabilitätzuschlag, 1995 den Solidaritätzuschlag. 1991 war das Jahr, in dem sich nach der Wiedervereinigung der Schock vieler Ostdeutscher über die ersten Lohnsteuerkarten niederschlug.

Weil Bürger sein und Christ sein durch die Jahrhunderte hindurch zusammenfielen, wird Kirchenmitgliedschaft praktiziert wie die Staatsbürgerschaft. Die Zugehörigkeit zur Kirche ist wie die zum Staat eine selbstverständliche Gegebenheit. Dass sie nur "gelegentlich", von Fall zu Fall, bei anfallenden Amtshandlungen und im Kreislauf des Jahres aktualisiert wird, ist normal. Nur ganz Wenige sind politisch aktiv, und nur Wenige sind kirchlich aktiv. Die große Mehrheit nimmt ihre Staatsbürgerschaft allenfalls bei Wahlen und ihre Kirchenmitgliedschaft an den Wendepunkten des Lebens wie Taufe, Konfirmation, Trauung, Beerdigung und an hohen kirchlichen Feiertagen wahr. "Vereinskirchliches" Engagement, wie es die Kerngemeinde kennt, ist die Ausnahme. Ganz genau so ist es mit dem politischen Engagement.

Weil Kirchlichkeit bei uns derart geprägt ist, ist ihre Struktur so stabil und ändert sich so wenig, trotz aller Austritte. Doch ist damit zugleich auch die enorme Schwierigkeit für notwendige Veränderungen bezeichnet: Die Prägungen sind tiefstehend, und Umdenken, Umlernen, Umgewöhnen sind dem entsprechend mühsam.

Die Erwartungen an die Kirche konzentrieren sich auf Verkündigung, Gottesdienst, Kasualien und Diakonie, d.h.: Alte, Kranke, Behinderte betreuen, sich um Probleme von Menschen in sozialen Notlagen kümmern. Als herausragende Merkmale des Evangelisch-Seins werden einerseits die moralischen Bemühungen angesehen (ein anständiger Mensch sein, gute Werke tun), andererseits Selbstbestimmung und evangelische Freiheit (seinem Gewissen folgen, über seinen Glauben selbst bestimmen, die Freiheit anderer achten).

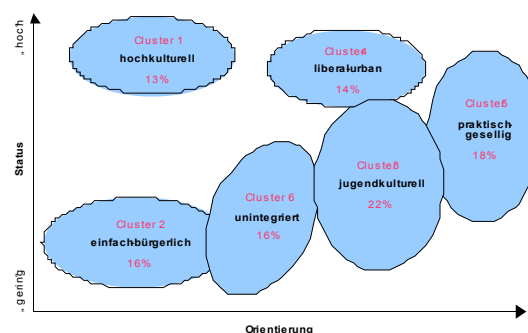
Erstmalig wurden in der vierten EKD-Erhebung Lebensstile der Kirchenmitglieder ermittelt. Die Fragen nach Freizeitaktivitäten, Sozialkontakten, Musikgeschmack sowie Werten und Normen wurden rechnerisch miteinander korreliert. So ergaben sich sechs Cluster, die sich, wie sich herausstellt, mit den sozialstatistischen Merkmalen Bildung, Beruf und Einkommen gut verknüpfen ließen. So ließen sich die sechs deutlich voneinander unterschiedenen Lebensstile ungefähr auch sechs Milieus zuordnen.

- Das erste Milieu, dem 13% der Kirchenmitglieder angehören, bezeichnen wir als „hochkulturell“. Dabei handelt es sich um leitende Angestellte und Beamte oder Freiberufler mit

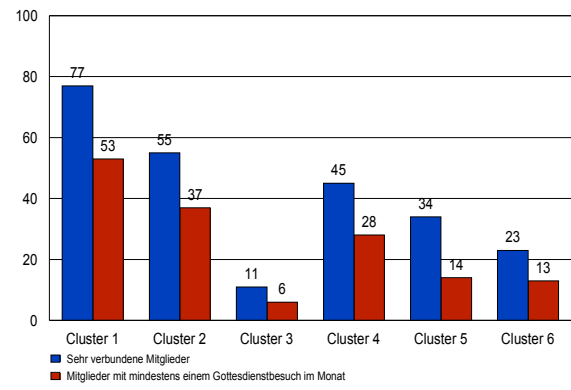
- durchschnittlichem und überdurchschnittlichem Einkommen, die Interesse an Ausstellungen, Konzerten und Büchern haben, enge Kontakte zu Familie, Freunden und Nachbarn unterhalten, klassische Musik, Oper und Jazz schätzen, gesellschaftlich engagiert sind. Ihr Durchschnittsalter ist 63 und sie machen 13% der Kirchenmitglieder aus. (Typ FAZ-Leser).
- Das zweite Milieu charakterisieren wir als „*einfach-bürgerlich*“. Es gehört der gleichen Altersgruppe an wie das erste und umfasst 16% der Mitglieder. Es sind Arbeiter, kleine Beamte und Hausfrauen mit unterdurchschnittlichem Einkommen. Sie lieben Geselligkeit, halten ebenfalls engen Kontakt zu Familie, Nachbarn und Freunden, lieben aber Volksmusik, sind sparsam, oft altruistisch, naturverbunden und in ihren Ansichten konservativ (Typ Yellow press-Leser).
 - Das dritte, „*jugendkulturell*“ genannte Milieu weist bei überdurchschnittlicher Bildung und entsprechendem Einkommen ein Durchschnittsalter von 29 auf und umfasst mit 22% die relativ größte Gruppe der Mitglieder. Es sind mittlere Angestellte und Beamte oder Freiberufler mit Entwicklungspotential, die Aktivsport betreiben, sich mit Computer und Internet beschäftigen, Kino und Disko besuchen und kaum Nachbarschaftskontakte unterhalten. Ihr Musikgeschmack ist Rock und Pop, ihre Orientierung ist modern, zielt auf Unabhängigkeit und darauf, etwas vom Leben zu haben und dafür auch etwas zu tun (Typ Internet-Surfer).
 - Das vierte Milieu ist als „*liberal-urban*“ zu kennzeichnen, umfasst 14% der Mitglieder und verfügt bei einem durchschnittlichen Alter von 44 über gehobene Bildung und Einkommen. Es ist die Gruppe „cross-over“ vom dritten zum ersten Milieu in mittleren und leitenden Berufen, aber eher modern (Typ FR- oder taz-Leser).
 - Das fünfte, „*praktisch-gesellige*“ Milieu, dem 18% der Kirchenmitglieder angehören, liegt bei 42 Jahren. Bildung und Einkommen durchschnittlich, auch höher, in mittleren Berufen. Für dieses Milieu ist charakteristisch die Eigenarbeit in Haus und Garten, Freizeitaktivitäten und Musikgeschmack eher jugendkulturell, aber enge Nachbarschaftskontakte. Orientierung oft altruistisch, eher naturverbunden und sparsam, meist modern (Typ „Häuslebauer“).
 - Das sechste Milieu schließlich, dem 16% der Kirchenmitglieder angehören, im Schnitt 53 Jahre alt, bezeichnen wir als „*unintegriert*“, weil sie kaum Kontakt zu Nachbarn unterhalten, sich von Hoch- wie Jugendkultur abgrenzen, eher passiv und unauffällig leben, Volksmusik mögen, und konservative Ansichten haben. Es besteht aus un- oder angelernten Arbeitern mit Bildung und Einkommen unter dem Durchschnitt (Typ Bild-Leser, Soap-Konsument).

Die Gottesdienstgemeinde besteht überwiegend aus dem ersten, „hochkulturellen“ und zweiten, „einfach-bürgerlichen“ Milieu: Sie gehen zu 53 bzw. 37 Prozent mindestens einmal monatlich in die Kirche; 77 bzw. 55 Prozent von ihnen fühlen sich der Kirche sehr verbunden. Das vierte, „liberal-urbane“ Milieu folgt mit 28% regelmäßigem Gottesdienstbesuch und 45% hoher Verbundenheit. Das dritte, „jugendkulturelle“ Milieu weist die größte Distanz zur Kirche auf: nur 6% davon gehen wenigstens einmal im Monat zur Kirche, nur 11% fühlen sich der Kirche sehr verbunden. Von der Gesamtheit der zum Kirchenaustritt Entschlossenen gehört mehr als die Hälfte, 53%, dieser Gruppe an, 18% dem liberal-urbanen Milieu. Es liegt auf der Hand, inwiefern diese Lebensstil- und Milieu-Typologie das kirchenlenkende Handeln herausfordert.

Lebensstile evangelischer Kirchenmitglieder im sozialen Raum.
Anteil in Prozent



Mitglieder mit hoher Verbundenheit und häufigem Gottesdienstbesuch nach Lebensstilen in Prozent



2.2 Die Generation unserer Enkel und die Sendung der Kirche

Ich will nicht über die Generation unserer Enkel spekulieren, es geht mir nur darum, einen Horizont zu eröffnen. Wenn wir über die Herausforderungen nachdenken, unsere Kirche zu gestalten, so müssen wir das im Blick auf unsere Enkel tun, denn für unsere Kinder ist der Zug längst abgefahren.

Es wird in letzter Zeit vermehrt von der missionarischen Kirche gesprochen. Zum Leidwesen pietistischer Schwestern und Brüder war die missionarische Orientierung für breite Kreise der Kirche mit einem "Hautgout" behaftet, hier in Bayrisch-Schwaben kann man auch sagen: "mit einem G'schmäcke". Ich habe schon in den achtziger Jahren einen Versuch unternommen, mit dem Begriff "missionarische Kompetenz" eine Lanze dafür zu brechen, dass mit dem allmählichen Schwinden von Selbstverständlichkeiten, Traditionen, Sitten und Bräuchen der Kirche eine Aufgabe zuwächst, die sie unter den Verhältnissen des Staatskirchentums, von dessen Erbe wir noch eine gute Weile zehrten - und immer noch zehren - , nicht hatte, nämlich formelle Nichtchristen, Ungetaufte und deren Kinder und Kindeskinde zu gewinnen und zu überzeugen.

Ich bin kein Freund des Begriffs "nachchristlich", denn mit dem Christentum ist es ja keineswegs vorbei. Auch der Begriff "Säkularisierung" wird mir viel zu oberflächlich gebraucht. Natürlich ist unsere deutsche Gesellschaft seit der Mitte des 19. Jahrhunderts in immer rascherem Tempo der christlich geprägten Homogenität entwachsen, die schon mit der französischen Aufklärung und der Säkularisation 1803 zerbrochen war. Aber viele unter uns, geschätzte Synodale, haben noch relativ intakte christliche Milieus und Lebensformen erlebt. Die haben sich nicht einfach in Luft aufgelöst. Sie haben sich transformiert. Wir haben weder eine christliche Leitkultur noch eine multikulturelle Gesellschaft, sondern finden uns irgendwie zwischen diesen beiden Polen vor. Wir haben einen säkularen Staat, aber keine religionslose Gesellschaft. Eine Zeitlang hatte der Glaube an den Fortschritt durch Wissenschaft, Technik, Bildung, Demokratisierung eine hohe Konjunktur, und dagegen sah die überlieferte Religion relativ alt aus. Inzwischen hat der Fortschrittsoptimismus starke Blessuren erfahren, die Grenzen des Machbaren, die Nebenfolgen und sog. Kollateralschäden technischer Errungenschaften, die sozialen Verwerfungen im globalen Maßstab liegen am Tage. Der militante Islam hat die Welt das Fürchten gelehrt und Spekulationen über den Kampf der Zivilisationen ausgelöst. Der Glaube an ein vermeintliches Ende der Religion durch Vernunft, Fortschritt, Wissenschaft und Technik und an ein "religionsloses Zeitalter" haben durch die Schocks des Giftskandals in Seveso und die Störunfälle von Harrisburg und Tschernobyl, zuletzt durch den Anschlag auf die Twins in New York am 11. September 2001 nachhaltige Dämpfer erfahren. Die philosophischen Großdenker reagieren darauf: Gianni Vattimo, Jacques Derrida und Jürgen Habermas befassen sich wieder positiv mit Religion, Francois Lyotard spricht vom Ende der "Meta-Erzählungen", also der großen philosophischen Entwürfe der besseren Welt. Religion, christlicher Glaube werden wieder auf Augenhöhe verhandelt.

Wie verstehen wir vor diesem Hintergrund den Missionsbefehl, die Sendung der Kirche heute?

Eine erste Antwort ist: Wir brauchen argumentative Kompetenz. Wir müssen in den geistigen Auseinandersetzungen auf allen Ebenen, d.h. im Alltagsgespräch über Religion wie im wissenschaftlichen Diskurs, unseren Glauben so vertreten können, dass seine Kontur von anderen Glaubensüberzeugungen unterscheidbar wird, ohne

jene zu diffamieren. Das heißt übersetzt: die Kirche braucht gut funktionierende Bildungseinrichtungen.

Eine zweite Antwort ist: Wir brauchen Glaubwürdigkeit, auch wenn selbstverständlich die Wahrheit von Überzeugungen letztlich nicht davon abhängig ist, wie glaubwürdig sie vertreten werden. Weil der Zugang gerade zu religiösen Überzeugungen nicht primär intellektuell und kognitiv, sondern in hohem Maß emotional und kommunikativ ist, ist die persönliche Glaubwürdigkeit ein entscheidender Faktor der Überzeugungskraft. Den Beweis für diese These hat der verstorbene Papst Johannes Paul II. erbracht. Allerdings würde ich die Frage der Glaubwürdigkeit nicht allein an der Ausstrahlung fest machen, sondern auch an den Handlungskonsequenzen, und da würde ich trotz aller Eindrücklichkeit dieses Papstes z.B. im Blick auf das Kondomverbot angesichts der Ausbreitung von Aids schon Einschränkungen machen. Das heißt übersetzt: die Kirche braucht diakonischen Elan, in Anstalten und Einrichtungen, aber auch in der Nachbarschaft. Sie braucht aber auch das Lebenszeugnis jedes einzelnen Christen.

Die dritte Antwort ist in der Sprache der Werbebranche: Neukunden gewinnen ist viel schwieriger als treue Altkunden bei der Stange zu halten. Das heißt nicht nur Mitgliederpflege, die ich hoch veranschlage auch als missionarischen Faktor, weil sie ausstrahlt. Es heißt aber auch: Unsere entscheidende Chance, Menschen zu gewinnen für das Evangelium, für ein Leben in der Nachfolge Christi, liegt darin, sie hineinwachsen zu lassen in die christliche Gemeinde, womit ich eine Gemeinschaft meine, die vom Geist Christi geprägt ist: die einlädt, die annimmt, die nachgeht. Eine Gemeinschaft, die Menschen wichtig nimmt und ihnen das Gefühl gibt, wichtig zu sein, akzeptiert, wertvoll. Das ist unsere entscheidende missionarische Aufgabe, unsere Sendung. Wenn wir das leisten, folgen wir dem Auftrag Christi. Ich würde jubeln, wenn viele Gemeinden und Dekanate sich dies als Aufgabe zu eigen machen könnten. Wie das konkret umsetzbar ist, dafür gibt es viele Programme und Hilfestellungen. Ein wichtiger Aspekt dabei ist die Primärsozialisation. Ich beobachte seit nunmehr 15 Jahren die missionarischen Bemühungen in unseren ostdeutschen Landeskirchen. Was wirklich Menschen der Kirche nahe bringt, sind die Mutter-Kind-Gruppen, die Kindergärten, die kirchlichen Schulen, welche einen anderen Geist atmen, als er sonst geatmet wird. Aber auch Öffentlichkeit und mediale Präsenz sind unverzichtbar dafür, dass die Kirche nahe bei den Menschen ist. Denn bei aller vorrangigen Bedeutung der personalen Beziehung sind im Medienzeitalter die Kanäle der Öffentlichkeitsarbeit und Publizistik unverzichtbar für eine Kirche mit Kontakt.

2.3 Von der Schneiderwerkstatt zum Architekturbüro

Wenn man darüber reden muss, wo es für die Kirche jetzt zur Sache geht, kann man, wenn man die Situation beschrieben und über die Sendung nachgedacht hat, einen grundsätzlichen Aspekt nicht unerwähnt lassen. Die forschungsmäßig beschriebene Situation und die missionarische Herausforderung lassen sich nicht in der Schneiderwerkstatt miteinander in Einklang bringen. Es ist in allen Kirchen das gleiche Bild: Man schnallt den Gürtel ein bisschen enger, näht den Rocksaum ein Stück höher, kürzt die Ärmel und spart so immer wieder ein Stück Stoff. Doch das System Kürzungen stößt an Grenzen. Irgendwann ist die Schneiderei am Ende, jedenfalls mit den Kürzungen, weil der Stoff ausgeht. Dann muss man einen neuen Weg einschlagen. Natürlich kann man mit den Resten ein neues Kleid entwerfen. Aber mir liegt in dem Fall das Bild näher, die Werkstatt zu wechseln, nämlich von der

Schneiderei zum Architekturbüro. Ich finde, wir müssen den Kirchenbau neu konzipieren, wenn wir an unsere Enkel denken.

Es kann sein, dass Sie das Bild fürs erste nicht schreckt. Aber ich meine wirklichen Umbau, der wehtut, Abschiede und Verluste und mühsame Neuanfänge einschließt. Einen Umbau, den wir nicht für unser Wohlgefühl konzipieren, denn wir sind davon nicht mehr betroffen, sondern wir planen nach bestem Wissen und Gewissen für eine Generation, deren Lebensgefühl wir jetzt noch fast gar nicht einschätzen können, aber für sie eine Sendung haben. Ist das nicht eine spannende, faszinierende Aufgabe, die alle unsere Glaubens-, Hoffnungs- und Liebeskräfte mobilisiert?

3. Was es heißt, dass die Kirche einen Ort hat

Mit dem Stichwort "Kirche vor Ort" wird ein bearbeitungsbedürftiges kirchliches Problemfeld benannt. Ich möchte nicht um dieses Problem herumreden: Wir wissen alle, dass es im Blick auf die zukünftige Entwicklung in der Kirche unterschiedliche Vorstellungen über die Rolle der verschiedenen kirchlichen Handlungsebenen gibt. Welche Rolle soll die Ortsgemeinde spielen? Wie verhalten sich Parochie, Kirchengemeinde und Pfarrbezirk zu einander? Wie ist das Verhältnis zwischen Kirchengemeinde, Dekanat, Kirchenkreis und Landeskirche zu bestimmen, zwischen gemeindlichen und übergemeindlichen Funktionen und zentralen kirchlichen Einrichtungen?

Ich habe schon erwähnt, dass in der katholischen Kirche ein anderer Begriffsgebrauch herrscht. Im Zweiten Vatikanischen Konzil ist die Bedeutung der Ortskirche programmatisch gegenüber der Weltkirche gestärkt worden. Mit der Ortskirche wird die Ebene der Diözese bezeichnet, deren Untergliederungen die Pfarrgemeinden oder Pfarreien bilden. Nach dem katholischen Kirchenverständnis ist die Ortskirche eine Teilkirche der *una sancta catholica ecclesia*, der einen heiligen katholischen Kirche.

Im Lexikon "Religion in Geschichte und Gegenwart" (RGG) ist zu lesen: "Im ev. Raum gibt es zwar mit den Dekanaten und Kirchenkreisen mittlere Ebenen der landeskirchlichen Gesamtorganisation. Aber sie werden überwiegend als Verwaltungsebenen angesehen und besitzen nicht die der kath. Begriffsverwendung entsprechende geistl. Wertschätzung als 'Kirchen'." (RGG 4.Aufl. Bd.6 Sp. 716) Mit dem Hinweis auf die Begriffsentwicklung im Zweiten Vatikanum möchte ich auch andeuten, dass Fragen der Zuordnung kirchlicher Ebenen geschichtlichem Wandel unterliegen. Freilich spielt dabei das Kirchen- und Amtsverständnis eine entscheidende Rolle. Nach evangelischem Verständnis ist Kirche im vollen Sinn definiert als die um Wort und Sakrament versammelte Gemeinschaft. Wo sich Menschen zum Gottesdienst versammeln, ist der Ort der Kirche. Sie wird nicht durch den Bischof und nicht durch den Priester konstituiert, sondern durch Menschen, die zusammenkommen, um Gottes Wort zu hören und die Sakramente zu empfangen.

Das schafft großartige Freiheit für Fragen der Organisation. Diese sind nach Zweckmäßigkeit und Funktionalität zu beantworten, und die Zweckmäßigkeit bestimmt sich nach den jeweiligen Gegebenheiten, der Situation, den Anforderungen, den verfügbaren Mitteln und Personen.

Die Reformation hat die kirchliche Organisation der weltlichen Obrigkeit übergeben, den Landesherrn und den Räten der Städte und Gemeinden. Die Kirchengemeinde als eigene Rechtskörperschaft ist eine Erfindung des 19. Jahrhunderts. Ebenso wie Friedrich Schleiermacher den Begriff der Volkskirche prägte, um gegenüber dem Staatskirchentum des landesherrlichen Kirchenregiments für die Kirche mehr Spielraum zu gewinnen, hat mit der Rechtskörperschaft der Kirchengemeinde eine Verselbständigung gegenüber der bürgerlichen Gemeinde begonnen. In all den Jahrhunderten, in denen Bürgergemeinde und Christengemeinde zusammenfielen, gehörte es in den Städten zur Normalität, dass in einer Gemeinde mehrere Kirchen und mehrere Pfarrbezirke existierten. Das hat sich vielfach bis in unsere Tage erhalten, aber generell ging der Trend in Richtung auf rechtliche Verselbständigung von Pfarrbezirken. In den 1960er Jahren wurde durch die Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche Deutschlands (VELKD) das Bild der "überschaubaren Gemeinde" propagiert. Mit der Ausdifferenzierung der Gesellschaft ging die Schaffung übergemeindlicher Dienste und Einrichtungen einher, beschleunigt nach dem Zweiten Weltkrieg.

Jetzt werden die Gemeinden kleiner und der Unterhalt der vielen Gebäude ist teuer. Im Zeichen der knapper werdenden Ressourcen wird verstärkt danach gefragt, wie die Mittel auf die verschiedenen kirchlichen Ebenen, die Ortsgemeinden, die übergemeindlichen Dienste und die zentralen kirchlichen Einrichtungen verteilt werden sollen. Diese Frage sollte nach meiner Überzeugung allein unter dem Kriterium der Funktionalität bearbeitet werden.

Die Gemeinde am Ort hat eine hohe Funktionalität für Kinder und Mütter, für Ältere, für die Begehung der Lebensübergänge im Familienzyklus und für den kirchlichen Jahreskreis. Für die lebensnotwendige religiöse Primärsozialisation ist neben der Familie allein die Kirche am Ort funktionsfähig. In ihr liegen, wie Herbert Lindner in seinem Buch dieses Titels betont, noch viele unausgeschöpfte Möglichkeiten. Selbstverständlich spielt auch das Kirchengebäude als Identifikationspunkt eine große Rolle.

Aber man muss auch die Frage stellen, ob es sinnvoll ist, wenn in manchen Städten in fußläufigem Abstand jahraus jahrein zur selben Zeit Gottesdienste gleicher Art angeboten werden, weil die Menschen nur in ihre Kirche gingen. Für den Kinobesuch bringen wir mehr Mobilität auf! Es ist auch zu fragen: Wie überschaubar muss die Ortsgemeinde sein? Muss jede Parochie eine rechtlich selbständige Kirchengemeinde bilden?

Und was kann die Kirche am Ort nicht leisten? Kein pädagogisch verständiger Mensch wird ernsthaft meinen, dass unsere Gemeindegottesdienste geeignet wären, 13jährigen Schülerinnen und Schülern Freude am Gottesdienst zu vermitteln. Man müsste ihnen attraktive gottesdienstliche Angebote machen, wenn man ihnen den Gottesdienst nahe bringen will. Die Konfirmanden tun mir manchmal bei meinen eigenen Predigten leid! Gemeindebildung kann in einem größeren Gebiet auch bewusst auf Milieus, Betroffenheiten und Herausforderungen bezogen sein. Dazu bedarf es bestimmter Spezialisierungen. Dafür bedarf es aber auch der Überwindung des Kirchturmdenkens.

Ich plädiere also entschieden dafür, zu prüfen, in welchen Organisationsformen und auf welchen Ebenen die Kirche ihrer Sendung und den Erwartungen der Menschen und ihrer Situation mit den gegebenen und in absehbarer Zukunft verfügbaren Mitteln auf die zweckmäßigste Weise nachkommen kann. Die Kirche ist dann vor

Ort, wenn sie zur rechten Zeit zur Stelle ist und dann auch mit ihrer Sendung ankommt

4. Eine Packliste für den Aufbruch

Ich möchte Sie und mich am Anfang meines letzten Teils mit einem Luther-Zitat ermutigen. Mich, weil ich weiß, dass ich Ihnen einiges zumute und nicht nur mit Beifall rechnen kann. Sie, weil ich hoffe, dass die Erinnerung an unseren Reformator Ihnen Herz und Mut frei macht, sich auf Überlegungen einzulassen, die Ihnen vielleicht querliegen. In der Römerbrief-Vorlesung von 1515/16 findet sich zu der Stelle Rö. 13,11: "weil wir solches wissen, nämlich dass die Stunde da ist, aufzustehen vom Schlaf" der auslegende Satz: "Auf dem Wege Gottes stehen bleiben, das heißt so viel wie rückwärts schreiten, und vorwärts kommen, das heißt: immer wieder von neuem anfangen" (Martin Luther, Ausgewählte Werke, Ergänzungsreihe Bd. 2, München: Kaiser-Verlag, 1927, 4.Aufl. 1957, S. 417).

Ich werde Ihnen in den folgenden Überlegungen Neuanfänge empfehlen, die zum Teil erhebliches Umdenken erfordern. In der Pädagogik gilt die Erkenntnis, dass Umlernen weitaus schwieriger ist als Hinzulernen. Weil man nämlich beim Hinzulernen nur beipacken muss, während man beim Umlernen den Raster, das Modell aufgeben muss, in dem man seither gedacht hat. Beim Umlernen geht es nicht nur um Anbau und Ergänzung, sondern um eine Reorganisation der Denkmuster und Gewohnheiten. Das bedeutet Abschiede und Verlustgefühle. Krise ist die Form der Umorganisation. Dabei werden Brüche empfunden - Abbrüche, Umbrüche. Die sind schmerzlich, aber die Bereitschaft dazu ist ein wesentliches Element unseres Christseins. In dieser nachösterlichen Zeit liegt es besonders nahe, uns das vor Augen zu führen, dass neues Leben aus Leiden und Abschied und Verlust hervorgeht. Das ist auch für das Leben und die Weiterentwicklung der Kirche im Wandel der Zeiten konstitutiv. Jeder Aufbruch muss mit dem Schmerz des Abbruchs fertig werden. Darum gehört, wie wir wissen, seit Abrahams Aufbruch aus dem Lande Uz in Chaldäa in ein unbekanntes Land, das ihm erst noch gewiesen werden sollte, ein starker Glaube, ein tiefes Vertrauen dazu, diesen Aufbruch zu wagen. Diesen Glauben und dieses Vertrauen kann ich Ihnen nicht mit meinen noch so guten Argumenten vermitteln, wenn ich auch hoffe, dass sie Ihnen einleuchten und dass Sie dann auch den Mut haben, sich auf eine neue Kirchen-Architektur einzulassen.

Ich gebe Ihnen neun Optionen zu bedenken, die m.E. angepackt werden müssen, wenn wir der Situation gerecht werden, mit den knapper werdenden Mittel zurechtkommen und unsere Sendung, unsere Mission erfüllen wollen.

4.1 Wenn Hänschen kein Verhältnis zur Kirche gewinnt, wird Hans nie etwas mit ihr anfangen können. Deshalb haben **Kinder-, Jugend-, und Familienarbeit** für die Weitergabe des Glaubens an die nächste Generation absolute Priorität! - Das soll natürlich nicht missverstanden werden, als dürfte deshalb die Altenarbeit oder die Diakonie links liegen gelassen werden. Aber es ist empirisch erwiesen, dass es uns in der evangelischen Kirche an einer Kultur der Überlieferung fehlt. Das Kirchentagsmotto "Wenn dein Kind dich morgen fragt" erinnert an die Seder-Feier, in der nach dem Einschenken des zweiten Bechers der jüngste Sohn vier Fragen nach

der Bedeutung der Riten stellt. Darauf folgt die Erzählung vom Exodus, dem Auszug des Volks Israel aus Ägypten und die Erklärung der Symbole.

Wir müssen ernster nehmen, dass wir mit der Taufe auch als christliche Gemeinde eine Verantwortung für die christliche Erziehung der getauften Kinder übernehmen, müssen den Eltern und Paten Hilfe bieten, z.B. indem wir zum Taufstag einen Erinnerungsgruß schicken.

4.2 Dazu bedarf es der **Zeichen und Rituale**, die im Protestantismus mehr und mehr verschwunden sind. Fulbert Steffensky, der evangelische Theologieprofessor, der erst mit 36 Jahren vom Katholizismus konvertierte, erzählt Folgendes:

In seinem wundervollen Buch Kaddisch beschreibt Leon Wieseltier die Geschichte des Kaddisch und der jüdischen Trauerbräuche, so auch die Bräuche der zwangsgetauften Juden in Spanien. In Toledo z.B. war es im ausgehenden 15. Jahrhundert üblich, dass Verwandte einer trauernden Familie in einem mit weißen Tüchern bedeckten Korb ein Omelett und zwei Pfirsiche, zwei Laib Brot, Weintrauben und einen Krug Wasser schickten. Wieseltier schließt seinen Bericht und seine Überlegungen: "In ihrer Speise lag ihr Glaube. Wenn sie ihre Eier kosteten, kosteten sie ihre Metaphysik."

Protestanten vermuten die großen Fähigkeiten des Menschen, seine Hoffnung, sein Gewissen, seinen Glauben an einem anderen Ort: im Innern des Menschen, in seinem Herzen. Sie wollen im Geist und in der Wahrheit anbeten. Sie glauben nicht mit Eiern und indem sie Omeletts essen. Ich möchte Wieseltier zustimmen. Der Geist kommt nicht mit sich selber aus, und er lässt sich nicht in die Innerlichkeit verbannen. Was nicht nach außen dringt, was nicht Form, Figur, Aufführung, Geste, Inszenierung und Methode wird, bleibt blass und ist vom Untergang bedroht. Der Geist kommt nicht formlos, er kommt in der Figur und ist langfristig nur in der Form zu bewahren. (Fulbert Steffensky, Der alltägliche Charme des Glaubens, Würzburg: Echter-Verlag 2002, S.92)

Das muss uns zu denken geben. Der große Vorzug des Protestantismus ist auch eine schreckliche Falle: Der Verinnerlichung fehlt der Körper! Der Mensch braucht für seinen Glauben auch etwas Handgreifliches, Erleb- und Erfahrbares! Luther hat im Katechismus beim Morgen- und Abendsegnen noch das Bekreuzigen empfohlen. Erst im 18. Jahrhundert sind die Beichtstühle aus den evangelischen Kirchen entfernt worden. Wir sind im Zuge der Verinnerlichung und Entritualisierung über das Ziel hinausgeschossen.

4.3 Belonging precedes believing! Das ist eine grundlegende psychologische Erkenntnis: Dazugehören geht den Glaubensüberzeugungen voran. Ohne persönliche Anziehung und Zugehörigkeitsgefühl kann kein Glaube wachsen! Die Beziehungsebene geht der Inhaltsebene vor. Das stellt uns vor die Aufgabe, das Klima in unseren Gemeinden, in unseren kirchlichen Veranstaltungen, die Atmosphäre milieugerecht zu gestalten!

Ich sprach oben von faktischer Ausschließung. Wenn wir dagegen nichts unternehmen, werden wir unserer Sendung nicht gerecht. Wir dürfen uns nicht länger einrichten in unseren vertrauten Gehäusen, Gruppen und Cliquen. Wir müssen es als eine entscheidende Aufgabe verstehen lernen, soziale Schranken zu durchbrechen, weil Christus in allen Milieus zu Hause ist.

4.4 Die Statistik zeigt ebenso wie die Kirchenmitgliedschafts-Erhebung - und die schlichte Beobachtung, die jede und jeder von uns machen kann, belegt es: Regelmäßige, "routinisierte" Beteiligung am kirchlichen Leben wird zur Ausnahme, gelegentliche zur Regel. Aber **Gelegenheiten** ergeben sich nur von Fall zu Fall. Deshalb muss man sie suchen und schaffen. Das bedeutet: Fälle - **Kasus** - müssen gesetzt und **arrangiert** werden. Ich will nicht der "Eventisierung" der Kirche das Wort reden. Schon der Begriff ist abscheulich! Doch meine ich durchaus, dass wir ab und zu Leuchtpunkte setzen sollten, etwas Besonderes bieten, das aus dem Normalen herausragt und Anziehungskraft hat. Das muss allerdings auch nach allen Regeln der Öffentlichkeitsarbeit bekannt gemacht werden. "Selbstläufer" gibt es kaum noch. Werbung muss sein!

4.5 Das primäre **Ordnungsprinzip** für die Kirche ist **funktional**, nicht sektoral. An den Funktionen, die erfüllt werden sollen, bemisst sich die geeignete Organisationsform. Gemeinde und Kirche sind nicht von gegebenen territorialen Einheiten her zu entwerfen, sondern unter der Fragestellung: "Welche Funktion wird auf welcher Ebene an welchem Ort in welcher institutionellen Form mit welchen personellen Ressourcen am besten erfüllt?" Und dies im Rahmen der gegebenen Möglichkeiten.

4.6 Gemeinde konstituiert sich im Gesamtfeld der Kirche **an vielen Orten und in vielfältiger Form**, zunehmend bilden sich dafür Brennpunkte. Die lebensräumliche Parzelle (Ortsgemeinde) ist nur eine Form neben anderen, allerdings eine unverzichtbare. Freilich ist damit nicht ausgemacht, dass jede Ortsgemeinde eine rechtlich selbständige Kirchengemeinde sein muss. Auch der Raster für die Pastoration muss nicht mit demjenigen der Ortsgemeinden identisch sein. Ein Pastorat kann mehrere Ortsgemeinden umfassen. Das ist nicht neu. Auch um funktionale **Zentren**, beispielsweise Akademien oder Einkehrhäuser können sich Gemeinden bilden. Denkbar ist auch, dass sich Gemeinden an **Brennpunkten des Lebens** konstituieren.

4.7 Die Ortsgemeinde muss mehr und mehr als **selbsttragendes System** organisiert werden. Sie hat sich im letzten Jahrhundert nicht nur zu einem Verein mit vielen Abteilungen und unterschiedlichen Aktivitäten, sondern auch zu einem Unternehmen entwickelt, das organisatorische, ökonomische und Leitungskompetenzen verlangt. Die Schwerpunkte der Tätigkeit von Pfarrerinnen und Pfarrern haben sich total verschoben. Aus Geistlichen, die Gottes Wort studieren und meditieren, Gottesdienste mit Sorgfalt vorbereiten und mit spürbarer Freude feiern, Kinder und Erwachsene im Glauben unterweisen, als Seelsorger, Tröster und Berater wirken, sind vielfach mittlere Unternehmer geworden. Das ist eine verkehrte Entwicklung, auch wenn viele der Aktivitäten aus dem Bestreben heraus entstanden sind, als Kirche den Menschen nahe zu sein. Wir müssen darauf hinarbeiten, dass die Gemeinde in den Funktionen, die sie quasi als Verein erfüllt, sich zu einem selbsttragenden System entwickelt, das von **Presbytern und Kuratoren** geleitet wird. Das wird ungeheuer schwer werden, zumal auf unserem staatskirchlichen Hintergrund, aber Gemeinden in aller Welt zeigen, dass es geht.

4.8 Wenn das territoriale Netz immer weiter und das hauptamtliche Personal immer weniger wird, wie die Kirchen in der DDR es erlebt haben, muss man sich etwas einfallen lassen. Im Bund der Evangelischen Kirchen der DDR sind Mitte der 1970er Jahre Vorstellungen entwickelt worden, die darauf hinausliefen, dass der hauptamtliche Dienst von einem **gegliederten Amt** getragen wird. Zur Pastoration

wird ein bestimmtes Territorium in vier Felder eingeteilt, in denen ordinierte **Theologen, Diakone, Kirchenmusiker und Religionspädagogen (Katecheten)** jeweils "generalistisch" als die zuständigen Geistlichen und Seelsorger fungieren. Mit ihrer speziellen Fachkompetenz sollten sie darüber hinaus auch für die drei anderen Felder Verantwortung übernehmen. Bei abnehmender Zahl von bezahlten Mitarbeiter(inne)n wird dadurch das Netz der Erreichbarkeit und Ansprechbarkeit so engmaschig wie möglich gehalten.

4.9 Der ehrenamtliche Dienst in der Kirche wird aufgewertet. Presbyter, Prädikanten, Lektoren, Kuratoren, "Kirchmeister" (Rheinland) und Bauherren (Bremen) bilden das organisatorische Gerüst der Kirche an der Basis. Ich weiß, dass diese Option den Einwand provoziert, darauf besinne man sich, wenn es eng wird. Der Einwand ist berechtigt, und ich muss mich selbst als schuldig bekennen, weil ich als junger Vikar im 68er Rausch gegen die Ausbeutung der Ehrenamtlichen gewettert habe. Das zeigt einmal mehr die Zeitbedingtheit von Einsichten. Aber wir können uns auch nicht von unseren jetzigen Einsichten davonstehlen, indem wir frühere Irrtümer zur Relativierung heranziehen. Die Kirche ist die Gemeinschaft der Gläubigen, oder sagen wir schlichter: der Getauften. Und sie bilden letztlich das tragende Gerüst. Es ist die Aufgabe der kirchenleitenden Gremien, der Einheit zu dienen. Aber sie sollen sich gegenüber dem Leben an der Basis dringlich ihrer Grenzen bewusst werden. Was immer von Laien, was immer an der Basis geregelt und entschieden werden kann, muss Vorrang haben - im gesetzten Rahmen natürlich.

Ich hoffe sehr, dass der Impuls zündet und die bayrische Landeskirche ein Kirchenbild entwickelt, das darauf aus ist und auch praktisch erreicht, dass die Kirche Jesu Christi mit Menschen und Strukturen zur rechten Zeit am rechten Ort mit dem richtigen Wort zur Stelle ist. Damit folgt sie ihrer Sendung.

D. Rüdiger Schloz
Augsburg, 12. April 2005